

# Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 21

PDF erstellt am: **10.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ilse Frank

## Blick zurück

Er hat uns gerade noch gefehlt. Und jetzt dürfen wir ihn genießen. Vorläufig probeweise. Es ist aber stark zu hoffen, dass er uns erhalten bleibt, uns ab Januar 1985 sogar regelmässig beglückt. Er: der «Blick für die Frau».

Auf die erste Nummer war ich natürlich gespannt. Ich liess sie mir – o Schande der Damenwelt! – von einem Mann ins Büro schleppen. Der Kavalier hatte nach fünf Minuten genug von der Lektüre – was lediglich beweist, dass durchschnittliche Eidgenossen, trotz grösster Anstrengungen auf allen Gesellschaftsebenen, noch immer in Klischees denken.

Also: Der Kollege liess das neue Blatt müde fallen, brumpte etwas Unverständliches in seinen Vollbart und schritt von dannen.

Unverzüglich machte ich mich ans Gazettenstudium. Schliesslich weiss ich, was ich meinem Geschlecht schuldig bin. Wenn es – selten genug! – etwas für Evas-töchter Förderndes gibt, fühle ich mich zur Auseinandersetzung verpflichtet.

Dumm war allerdings, dass mich am Freudentag der Zeitungspremiere eine widerliche Migräne quälte. Sie trübte meinen Röntgenblick und verwandelte die grellbunte Frontseite in kopfwehfördernden Horror.

Tapfer wechselte ich vom Kraut-und-Rüben-Feld zum Kern der Sache über. Auf dem Boulevard wurde mir fast wohl in der Brust: Fettschwarze Titel, sattrote Balken, Kästchen aller Sorten und Grössen blinkten mir vertraut entgegen. Bei der Prüfung einzelner Artikel fühlte ich mich geradezu heimisch. Ich traf nämlich lauter alte Bekannte.

Zum Beispiel Margie Jürgens (41), «die schönste Witwe des internationalen Jet-Set». Sie möchte wieder heiraten, findet aber – in Erinnerung an den «Ehe- und Traum-Mann Curd» – keinen geeigneten Kandidaten. Deshalb die berechnete Journailen-Frage: «Wie wär's mit einem Schweizer, liebe Margie?»

Auf den Du-und-du-Stil stiess ich überall im volksnahen Blatt. Rosemarie Pfluger redete den TV-Nachrichtensprecher Paul Spahn mit «Lieber Papa» an. Und die hauseigenen Ringier-Schreiber verwendeten in Titeln, Legenden, Textzeilen emsig klingende Vornamen prominenter

Leute. Da prangten Ursi (Andress), Jasmin (Kienast), Ruedi (Walter) und Caroline (von Monaco). Sex-Beraterin Marta (Emmenegger) hing mit der hilfefeulenden Bettina («Ich liebe meinen Freund, aber der Orgasmus fehlt») am heissen Draht, wohl, um der bildungsfähigen Leserin klarzumachen, wie aktuell und befreiend das weiter hinten platzierte Geständnis von Bruno (35) war: «Ich bin ein Callboy!»

Der Lebensbericht begeisterte mich restlos. Ja, er versetzte mein Blut in Wallung, nachdem ich bis zu diesem Genuss diverse mehr oder weniger entblöste Weiblein, jedoch lediglich *einen* textilfreien Mann – aus Bronze! – gesichtet hatte. Und an ihm, wurde ich aufgeklärt, war erst noch etwas Entscheidendes zu kurz geraten. Die Italienerinnen seien darob frustriert, die Kunstwelt stehe vor einem phallischen Rätsel.

In Anbetracht all der Körperlichkeit – «Bodyforming für die Frau!» (kaum vom redaktionellen Teil zu unterscheidendes Rieseninserat); «Pille nur bis 35!»; «Verhütende Spirale – Was die Ärzte kassieren»; «Schönsein wie eine Prinzessin» (vorher, nachher); «Nacktfotos? Nicht mal für eine Million Dollar!» – begann ich nach intellektueller Abwech-

lung zu lechzen. Ich fand sie in meinem Horoskop: «Liebe für den Skorpion», in der Charakterfehler-Hitparade «Die 10 Todsünden der Ehemänner» und im Ehetest «Was erwarten Sie von Ihrem Partner?»

Sogar auf Seelenmassage musste ich nicht verzichten. «Blacky Fuchsberger: Lieber guter Ehemann als ein Sex-Symbol!» und «Bestseller-Autorin Sandra Paretto: Grosse Leidenschaften gibt es immer noch!» entdeckte ich tränenden Auges, aus dem Zährenströme stürzten, als ich mir die «Apéro»-Kolumne zu Gemüte führte. Dort begegnete mir «Christiaan Barnard, Herzspezialist mit Seelenschmetter».

Das Total dieser an-beziehungsweise aufregenden News hatte mich derart durcheinandergebracht, dass ich Einkaufs-, Garten- und Schlankheitstips beim besten Willen nicht mehr zu goutieren vermochte. Auf sie stürzte ich mich ein andermal. Denn der nächste Spezial-«Blick» kommt bestimmt. Heuer sollen ja vier Nummern an die Frau gebracht werden.

Komisch! Mir war's, als hiesse Das geflügelte Wort: Aller guten Dinge sind drei.

## Bescheiden leben

Jedes Schulkind ist heute imstande, die Probleme unserer Zeit und Gesellschaft aufzuzählen. Schwieriger wird es, wenn es um Lösungen geht. An Ratgebern und Wunderdoktoren fehlt es allerdings nicht. Wie verschieden auch die Rezepte ausfallen, in einem Punkt herrscht offenbar Einigkeit: Das Allerweltsheilmittel lautet immer wieder «Bescheidenheit». Oder haben Sie in den letzten Jahren nie etwas gehört von «einfacher leben und sparen»?

Ich persönlich kann diesem weisen Rat nur zustimmen, aber ich bin nach einigen Gesprächen über das «bescheidene Leben» ein wenig verwirrt. Zum Beispiel erklärte mir eine Mutter stolz die geringen Bedürfnisse ihrer erwachsenen Tochter, die angeblich von 200 Franken im Monat leben kann. Ganz gegen meine Art be-

gann ich neugierige Fragen zu stellen. Ich fand heraus, dass die junge Frau wohl kein Luxusdasein führt, aber die Krankenkasse bezahlen die Eltern, den Mietzins im renovierten Bauernhaus die Eltern der Kollegin. – Im übrigen war die Tochter gerade nach Japan abgereist.

In meiner Verwandtschaft wird die Bescheidenheit eines Neffen ständig lobend erwähnt. Stimmt: Wenn ich ihm begegne, trägt er stets dieselbe abgeschabte Jacke. Aber ich begegne ihm nicht allzuoft. In seinen vielen Ferien reist er in aller Herren Länder. Warum

auch nicht? Sparen passt ohnehin nicht in seine Philosophie. Die Grossmutter hat ihm bereits ein kleines Vermögen vermacht.

Dieser Tage machte eine Bekannte erneut die Bemerkung, ihre Familie führe ein bescheidenes Leben. Sie gingen wenig aus und seien sehr häuslich. Letzteres stimmt wirklich. Sie besitzen mindestens vier Häuser. Die Anzahl der Hunde und Autos verschweige ich lieber.

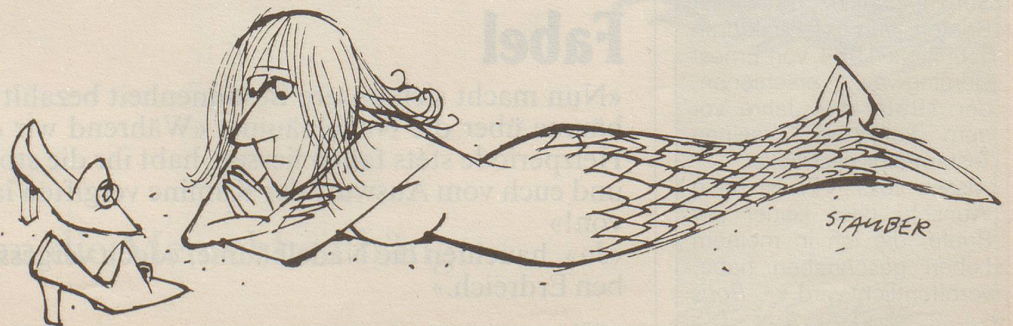
Ich möchte nicht über den Lebensstil dieser Leute – alles liebenswerte Menschen – herfallen. Nur hat materielle Bescheiden-

heit offenbar viele Formen. Übrigens: Wieviel Bescheidenheit können Sie sich leisten? Heidi B.

## Fortschritt

Rolltreppen mag ich nicht besonders. Atme ich jedoch einmal tief ein und richte den Blick nicht zu starr auf den vorbeiflitzenden Untergrund, schaffe ich jede Rolltreppenfahrt, ohne beträchtlichen Schaden zu nehmen.

Wie unbarmherzig diese tech-



nische Erfindung sein kann und wie wenig Rücksicht sie auf ihre verschiedenartigen Passagiere nimmt, wurde mir erst bewusst, als ich kürzlich mit einem geistig behinderten Jungen in einem Kaufhaus unterwegs war. Plötzlich standen wir vor einer Rolltreppe. Beim Anblick der fahrenden Stufen verliess den Jungen aller Mut. Was tun, wenn wir nicht auf unsere Lebensmittel verzichten wollten?

Gehe ich voran, riskiere ich, dass ich innerhalb zweier Sekunden ausser Reichweite bin, während der Junge vielleicht noch immer zaghaft oben steht. Eben doch er zuerst! dachte ich.

Schliesslich wagte der Knabe den ersten Schritt ins Ungewisse. – Bis er aber den zweiten Fuss nachgezogen hatte! Hätte ich nicht zum Sprung angesetzt, gestossen, gezerrt und auf den Jungen eingeredet, wäre mir nicht gleichzeitig eine Frau zu Hilfe gekommen, hätte wohl sein rechter Fuss in rasantem Tempo das untere Stockwerk angestrebt, die Rolltreppe hätte mindestens ein halbes Dutzend neue Stufen ausgespuckt, während der linke Fuss des Knaben noch immer reungslos oben gestanden wäre.

So jedoch nahm das Abenteuer ein glückliches Ende, und die zweite Fahrt – diesmal aufwärts – meisterte der junge Mann schon mit unglaublicher Fertigkeit. Bereits machte sich eine gewisse Routine bemerkbar.

Stolz sah ich mich um, ob jedermann den beträchtlichen Fortschritt bemerkt habe. – Ach, es schien niemand davon Notiz genommen zu haben; die Leute waren zu stark mit Einkaufszettel und Einkaufswägel beschäftigt.

Marianne Gmür

## Das Linseli

Jahrelang trug ich meine schwere Brille auf dem meist geröteten Nasenrücken. Sie schmerzte mich, und trotz dicker Gläser war die Sicht mehr als mangelhaft. «Gibt es nichts Leichteres und Besseres?» fragte ich den Augenarzt. «O doch – Linsen!»

Nach einigen Sitzungen beim Linsenoptiker schritt ich stolz durch die Strassen Berns: Jede entfernte Geschäfts- und Reklameinschrift las ich mühelos. Daheim im Badezimmer konstatierte ich mit Freude, dass meine Augen eine respektable Grösse haben und eine – hm – eigentlich nette Farbtonung. Hinter meinen dicken Brillengläsern waren sie mir stets klein und mehr als gewöhnlich erschienen. Und nun – so schöne, grosse Augen!

Aber wie ärgerlich: Alles Nahe blieb verschwommen. Kein

Preisschild war zu enträtseln, keine Münze zu erkennen. Im Lift zu meinem Hausarzt war nicht auszumachen, auf welchem Stockwerk er praktiziert. Missmutig zottelte ich zum Optiker und lieh mir eine Lesebrille. Dann begann das Spiel «Brille auf, Brille ab!» Ich wünschte meine Linsen zum Kuckuck. Nach weiteren Sitzungen beim Spezialisten neue Linsen! Aus war es mit der phantastischen Fernsicht, aber ich konnte den Nebi ohne zusätzliche Brille lesen.

Der Alltag blieb dennoch kompliziert und aufregend. Dreierlei Flüssigkeiten waren für die Linsen nötig, ausserdem für jede Linse ein spezieller Behälter. Nachts mussten die Sehhilfen versorgt werden und durften auch zum Mittagsnickerchen nicht im Auge bleiben. Ich war instruiert worden, wusste wie einsetzen, wie herausnehmen, mit welcher Flüssigkeit reinigen, in welcher aufbewahren und wie die Dinger sicher in ihre Behältnisse kamen. Eine «Gebrauchsanweisung» lag der ganzen Linsen-Ausrüstung bei. Aber ohne die Winzlinge in den Augen musste ich stets die alte Brille benutzen. Ohne sie ging nichts.

Dauernd hiess es: Hände waschen, sorgfältig den Abguss schliessen, dann die erste Linse einsetzen! Wo war sie diesmal? Ich hatte sie doch aus dem Behälter genommen. Suchen, nichts wegrücken! Mir wurde heiss – zufällig nahm ich den Verschluss des Behälters in die Hand. Daran klebte die Linse und blinzelte mich schadenfroh an.

Acht Tage später alarmierte ich meinen Mann: «Hilfe, die Linse ist weg!» Ich hatte sie schon im Auge, öffnete vor dem Verlassen des Badezimmers den Ausguss und erschrak: Die Linse war nicht mehr auf dem Auge. Mein Mann und ich suchten den Abguss ab, rutschten auf allen vieren auf dem Boden herum. Jedes liegende gebliebene Staubpartikel kam uns zu Gesicht, nicht aber die Linse. So ein teures Ding, und schon verloren! Nach einer halben Stunde streckte ich den Finger in den Abguss. Wasser hatte ich noch nicht hineingelassen. Vielleicht lag die Linse doch auf dem Kreuz des Ausgussverschlusses. Aber mein Finger reichte nicht so weit. Seufzend zog ich die Hand zurück. Was klebte da auf dem Rücken des Zeigefingers: die Linse! Grinste sie nicht hinterhältig?

Ich fuhr mit meinem Mann im Lift. Er schaute mich an: «I ha gar nid gwüsst, dass du so schöni Auge hesch. Chumm, ich küsse dini Linseli!» – Frechdachs.

Wir waren auf dem Flug nach Kanada. Eine lange Reise mit Zeit zum Schlafen im engen Sitz.

Aber die Linsen? Ich klappte das Esstischchen herunter, plazierte die Flüssigkeiten zum Reinigen, zum Aufbewahren, den Saugstößel zum Abnehmen und die Behälter. «Bleib, bitte, Schatz, und pass auf, was mit den Linsen geschieht!» Verschwunden? Keineswegs. Übung und Sorgfalt zahlten sich aus, die Linsen wurden vorschriftsgemäss versorgt und wieder eingesetzt. Das klappte mit Taschenlampenbeleuchtung auch während des Kampierens in einem kanadischen Nationalpark. Am Morgen lautete der Gruss meines Mannes: «Tag Linseli, hesch guet gschlafen? Linseli, wie geit es de bim Schwümme?» Ja, dazu brauchte ich eine Spezialbrille, und sie musste, um nicht anzulaufen, mit einem Spezialmittel eingerieben werden. Aber es war herrlich im klaren Wasser!

Nun besitze ich zwei Linsen, eine Nah-Weitsicht-Brille, eine spezielle Schwimmbrille und eine Sonnenbrille. Nicht zu vergessen meine liebe alte Brille, die sich immer noch zur Verfügung hält, wenn ich nachts im Bett lesen will oder wenn das Linseli die Linsen suchen muss.

Margarete

## Echo aus dem Leserkreis ...

### Der grosse Unterschied

(Echos Nebelspalter Nr. 11 und Nr. 17)

Jetzt reicht's mir! Als engagierte Umweltschützer bemühen wir uns seit Jahren, überall Energie einzusparen: 2-Ch.-Fahrer, Geschirrwasher meist ausser Betrieb, Zentralheizung bloss zum Überschlagen eingeschaltet, Umbau des wärmeverschwendenden Cheminée (80 Prozent Verlust), dessen Rauch Heidi aus Spiez (Nr. 17) in die Nase sticht, auf energiesparenden, emissionsarmen Kachelöfen (80 Prozent Ausnutzung).

Wegen des grossen Nutzungsunterschiedes zwischen Cheminée und Kachelöfen ärgerte mich der undifferenzierte Beitrag des Konsumentinnenforums (Frau Fricker in Nr. 11), der beide Feuerungsarten in einen Topf wirft und die Holzfeuerung schlechthin an den Pranger stellt.

Dabei ist zu bedenken, dass der Energieverbrauch für Holzfeuerungen in der Schweiz nur einige wenige Prozente ausmacht, somit unbedeutend ist. Holz hat sich aber als erneuerbare Energie – im Gegensatz zu Heizöl und Atomenergie – seit Jahrtausenden bewährt. Der Kanton Basel-Landschaft ist daher bahnbrechend in der Begünstigung der energiesparenden Kachelofenheizung: Ein nicht unwesentlicher Teil der Baukosten kann von den Steuern abgezogen werden. Dieses Beispiel wäre von den andern Kantonen nachzuahmen. Dann hätte Heidi aus Spiez bald keine Veranlassung mehr, sich über die Emissionen aus den Cheminée zu beklagen.

Das Konsumentinnenforum täte

besser daran, sich gegen die Verschwendung der nicht erneuerbaren Energien einzusetzen, zusammen mit der Forderung nach Verschärfung der Richtlinien für alle Heizstoffe zugunsten einer Luftreinhaltung.

Ruth Bieder

### Sparen um 1910

(Nebelspalter Nr. 16)

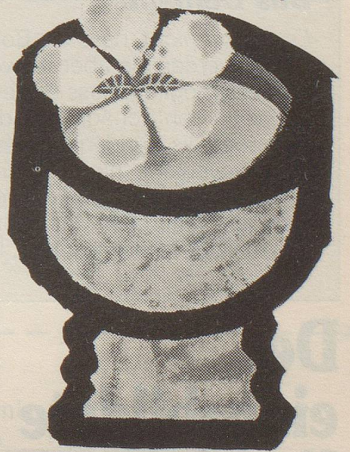
Liebe Ingeborg

Zwar bin ich eher kühl gegenüber der Spalte «Von Haus zu Haus», aber mit «Auch Kleinvieh gibt Mist» hast Du in mir liebe alte Erinnerungen geweckt, mehr als 70jährige. Da gab es nämlich in der Küche meiner Eltern – sie war auch die der Grosseltern – eine sauber geputzte Ras-Schuhcreme-Dose, bestimmt für jedes noch halblange Zündhölzchen, und daneben hing ein starker Draht, am Ende zweimal so eng gewunden, dass ein solches Hölzchen darin fest stecken blieb. Brannte irgendwo eine Flamme, im Herd oder im Petrolkocher, und musste anderswo etwas angezündet werden, eine Kerze oder eine Lampe, so benutzte jedermann eines der angebrannten Hölzchen, statt jedesmal ein neues hervorzuholen. So wurde um 1910 noch gespart ... nicht nur mit Streichhölzchen! Solchen Bräuchen verdanken wir, mein Bruder und ich, dass wir höhere Schulen besuchen konnten ... ganz ohne Stipendien. Die Umstellung auf die Gewohnheiten der Wegwerfgesellschaft ist uns schwergefallen, besser gesagt, nie ganz gelungen.

Mit freundlichen Grüssen

Joseph Schürmann

## Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**  
bsunders guet